

*Wenn du mich gefunden hast,
füg mich ein*

*Von
Roland Spieß*

Leseprobe

Klappentext:

Die Normalität ist das Skurrile am Leben

War die Schöpfung tatsächlich ein Akt der Vollkommenheit? Sind die Errungenschaften moderner Technologie die gerechte Strafe für gewaltfreie Kindererziehung? Haben Ehefrauen ein spezifisches, genetisch bedingtes Modul für kreative Freizeitgestaltung? Sind Wunder nur die Ergebnisse menschlicher Unvollkommenheit?

Mit diesen und anderen Fragen beschäftigt sich der Autor Roland Spieß in seinen Geschichten, Szenen und Gedichten. Meist augenzwinkernd, zuweilen in kritischer Distanz, gelegentlich lyrisch. Wenn ihm auch manche Dinge dieser Welt auf ewig ein Rätsel bleiben werden.....

Die Nöte des Mister Speers

Jack Speers war ein angesehener Mann. Sein kleiner Laden diente als Anlaufstation für das ganze Dorf. Gelernt hatte er das Schumacherhandwerk, doch in seinem Beruf ließ sich im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert kein Geld mehr verdienen.

Mit seinen geschickten Händen wusste er allerlei anzustellen. Und so konnten die Bewohner von Clayton, so hieß das kleine Dorf im Süden Englands, nicht nur Schuhe in die kleine Werkstatt bringen. Er reparierte Nähmaschinen, fertigte Schlüssel aller Art an, arbeitete alte, vom Gebrauch mitgenommene Möbelstücke wieder auf oder reinigte verschmutzte Kleidung.

Nur an Sonntagen gönnte sich der fleißige Mann ein wenig Ruhe, nahm seine Frau Stella und seine Tochter Edna an die Hand und fuhr mit ihnen in seinem klapprigen, fünfzehn Jahre alten Rover nach Eastbourne an die englische Südküste.

Mit den Jahren fiel es ihm zunehmend schwerer, filigrane Arbeiten zu erledigen. Dies war keineswegs seinem körperlichen Verfall zuzuschreiben. Nicht nachlassender Kraft. Vielmehr schwächte sich sein Augenlicht ab, seit er den fünfzigsten Geburtstag in der großen Scheune am See gefeiert hatte.

„Du brauchst eine Brille“, sagte Stella eines Abends zu ihm und legte ihm freundlich lächelnd die Hand auf den Arm. Er hielt die Zeitung so weit von sich weg, dass seine ausgestreckten Arme schmerzten.

Sie meinte es gut mit ihm. Er wusste das zu schätzen. So ging er zum einzigen Arzt im Dorf. Der verwies ihn an einen Spezialisten für Augenheilkunde in Pachem.

„Ein guter Freund von mir“, meinte er wohlwollend zum Abschied. „Schieben Sie den Besuch nicht auf die lange Bank!“

Jack folgte dem Rat, da ständig die Zacken des Schlüsselbarts vor seinen Augen verschwammen. Dem alten Mr. McGillan hatte er einen Schlüssel gefertigt, der nicht in das Schloss seiner Haustür passte. Ein solches Missgeschick war ihm in den fünfzehn Jahren, die er sein Geschäft führte, noch nie unterlaufen. Und der alte McGillan hatte voller Wut sein Geschäft betreten, mit den Füßen gestampft, mit den Augen gerollt, ihm den Schlüssel auf den Tresen geworfen und ihn angeschrien, weil seine Haushälterin das Haus nicht hatte betreten und ihm kein Roastbeef machen können, auf das er sich den ganzen Tag, den er im windigen Brighton hatte verbringen müssen, gefreut hatte.

Der Augenarzt war ein freundlicher Mann mit schütterem Haar, der eine große Apparatur vor sein Auge hielt, die sich kalt auf seiner Haut anfühlte. Während der Untersuchung beschlich Jack das ungute Gefühl, der Mediziner würde tief in seine Seele schauen.

Im Anschluss jedoch erklärte dieser ihm, dass es sich lediglich um eine ganz normale Verschlechterung seiner Sehfähigkeit handelte, die mit dem Alter einherginge. Er gebrauchte den Begriff ‚Kurzsichtigkeit‘ und füllte ein Stück Papier aus, das er Jack überreichte.

„Gehen Sie zu Optiker Anderson“, empfahl der Arzt. „Er wird Ihnen eine gute Brille anfertigen.“

Gleich machte er sich auf den Weg zu John Anderson. Mit jedem seiner Augen musste er unterschiedlich große Zahlen auf einer Tafel entziffern. Die unteren beiden Reihen verschwammen unter seinem Blick zu einem unlesbaren Brei aus schwarzen Pinselstrichen.

„Ist in einer Woche fertig“, brummelte Anderson und händigte ihm einen rosafarbenen Abholschein mit einer Nummer aus.

Neun Tage später stattete Jack dem Optiker erneut einen Besuch ab und ließ sich ein Gestell mit zwei Bügeln auf die Nase setzen. John Anderson hielt ihm einen Spiegel vor das Gesicht.

„Als hätte ich ein Paar neue Augen“, rief Jack voller Begeisterung. Hingerissen schaute er auf seine Hände. Endlich konnte er die Schwielen oberhalb seiner Fingergelenke wieder erkennen. Endlich würde er auch die Nähte der Schuhe wieder akkurat setzen können.

„Macht zehn Pfund“, brummelte Anderson.

Bereitwillig zahlte Jack das Geld. Glücklicherweise konnte er sein Augenlicht wieder in gewohntem Umfang nutzen und fuhr er leicht beschwingt nach Hause.

„Schau her!“ rief er Stella zu, als sie ihm auf dem Flur entgegenkam. „Ich kann wieder sehen. Wie früher.“ Er setzte seine neue Brille auf die Nase und hob ein Paar Schuhe in die Luft. „Die Nähte von den Schuhen, den Bart vom Schlüssel. All das sehe ich klar und deutlich vor mir.“ Er lachte aus vollem Hals. „Ha! Ha! Und deine kleinen Grübchen. Hier auf der Wange.“ Zärtlich küsste er sie auf die Stelle, zog sie zu sich heran und tanzte mit ihr in kreisenden Bewegungen durch die Parterre des Hauses.

Ein Jahr verging, in dem Jack seiner Arbeit gewohnheitsmäßig nachging. Ein Jahr, in dem sein Geschäft wie in den besten Zeiten lief. Das Geld wurde knapp in den Haushalten von Clayton. Die Leute im Dorf brachten ihre Sachen lieber zur Reparatur als sich Neues zu kaufen. Er hatte alle Hände voll zu tun. Mehr als ihm lieb war. Denn immer öfter spürte er, dass ihn sein Gedächtnis im Stich ließ.

„Habt ihr meine Brille gesehen?“

Von Zeit zu Zeit ertönte dieser Ruf durch das kleine Haus in Clayton. Und ein jedes Mal eilten Stella und Edna herbei, um ihn bei der Suche zu unterstützen. Ihn daran zu erinnern, wo und zu welchem Zweck er das Gestell zuletzt benutzt hatte.

Dann und wann fanden sie es auf der Ablage der kleinen Toilette, wohin Jack sich gerne zurückzog, um in aller Ruhe eine Zeitung oder ein Buch zu lesen. Hin und wieder auch zwischen dem Arbeitsgerät in der Werkstatt, wo er sie hastig abgelegt hatte, wenn Stella zum Essen rief.

Mit den Jahren verstärkten sich Jacks Erinnerungslücken, er wurde unduldsamer, wehrte sich mit störrischer Dickköpfigkeit gegen die Probleme, die das Alter mit sich brachte.

„Du brauchst eine Ersatzbrille“, sagte Stella eines Tages, als sie wieder einmal Stunde um Stunde durch jeden Raum des Hauses geirrt waren und das verfluchte Ding schließlich auf dem Hängeschrank der kleinen Küche gefunden hatten. Dort hatte er sie liegen lassen, nachdem er das Loch für eine Halterung befestigt hatte, an der Stella ihre Kochlöffel und Schöpfkellen aufhängen konnte.

„Du hast Recht“, entgegnete Jack niedergeschlagen.

Erneut bestieg er den klapprigen Rover und begab sich auf den Weg nach Pachem, wo der Augenarzt ihm anstandslos eine neue Brille verordnete und Optiker Anderson sie nach seinen Wünschen anfertigte.

„Die alte Brille werde ich in der Werkstatt benutzen“, meinte Jack nach seiner Rückkehr. „Die neue für die Arbeiten, die im Haus zu erledigen sind. Und zum Lesen.“ Er deutete auf eine kleine Ablage neben dem gestreiften Sofa. „Dies ist der Platz für meine neue Brille.“

Zufrieden nickte Stella. „Eine feste Ordnung wird dir helfen.“ Warnend hob sie den rechten Zeigefinger. „Aber du musst dich auch daran halten. Sonst ist es die Mühe nicht wert!“

Für sein altes Gestell fand Jack in der Werkstatt einen guten Platz, wie er meinte. In der Tür des mächtigen Schanks aus dunklem Holz, der früher einmal im Wohnzimmer gestanden hatte und nun als Aufenthaltsort für Bohr- und Schleifmaschinen, Fräsen und Sägen diente, verstaute er sie in einem

kleinen, kastenähnlichen Fach. Fast täglich musste er diese Tür öffnen, um eine der Maschinen herauszunehmen.

Eine Weile hielt er es aus mit der neuen Ordnung. Schon bald aber fanden sich die Brillen nicht an den ausgesuchten Plätzen, die er für die Gestelle vorgesehen hatte.

„Ich weiß genau, dass ich sie an ihren Platz gelegt habe“, rief er dann ein jedes Mal mit lauter, harter Stimme und ließ sich weder von seiner Frau noch von seiner Tochter davon abbringen. Gefunden wurde das gute Stück jedoch stets an völlig anderer, merkwürdiger Stelle. So auch in dem kleinen Gartenhaus, wo er die Aufschrift für das Rosen-Spritzmittel nicht lesen konnte. Oder hinter dem Kachelofen. Die Nahtstelle des Ofenrohres hatte einen winzigen Riss aufgewiesen, den er mit bloßem Auge nicht hatte erkennen können.

Unleidlicher, launischer wurde der Ladenbesitzer. An manchen Tagen, wenn es zu arg wurde, flüchteten Stella und Edna vor seinen Wutausbrüchen ins Dorf, um bei Mrs. Graham Trost zu finden. Stunden verbrachten sie in ihrem Teesalon zwischen geblühten Tapeten und gedrechselten Tischbeinen und kehrten erst zurück, wenn die Dunkelheit sich über das Dorf senkte und sie ungesehen durch den Keller in das Haus schlüpfen konnten.

Jacks Verhalten machte die Runde in dem kleinen Flecken. Hinter vorgehaltener Hand flüsterten die Klatschweiber und erzählten sich Schauergeschichten von dem alten Mann, der um Mitternacht durch seine Werkstatt streifte und dort mit dem Teufel oder anderen Geistern sprach.

Stattdessen waren es lediglich Selbstgespräche, weil der arme Jack des Nachts nicht schlafen konnte und die Suche nach den Brillen ihn bis in seine Albträume hinein verfolgte.

Eine dritte Brille schaffte er sich an. Eine vierte, eine fünfte. Für das Gartenhaus, für den Keller, für den Dachboden. Es half einfach nichts. Jacks Brillen lagen an Orten, wo er sie niemals vermutet hätte. Hexen mussten am Werk sein.

Als er sich eine Verordnung für die sechste Brille in Pachem abholen wollte, schüttelte der Augenarzt traurig den Kopf.

„Es sind nicht die Augen, Mr. Speers.“

Lange schaute ihn Jack an. Ingeheim wusste er, wovon der Arzt sprach.

„Nur noch eine Brille“, flehte Jack ihn an. „Dann wird es bestimmt besser.“ Um seine Mundwinkel zuckten die unter der Haut liegenden Nerven.

Statt einer Antwort schrieb der Augenarzt einen Namen und eine Adresse auf ein Stück Papier und riss es vom Block ab.

„Sie benötigen keine Brille mehr, Mr. Speers. Dieser Mann kann Ihnen helfen.“

Wütend starrte Jack den Arzt an. „Ich bin nicht verrückt. Wenn Sie das glauben.“ Er warf den Stuhl zur Seite, hastete aus der Praxis zu Andersons Optikerladen und ließ sich dort eine Brille auf eigene Kosten anfertigen.

„Macht achtzig Pfund“, brummelte Anderson, als er das Gestell abholte.

Jack erschrak, denn dies war der gesamte Umsatz einer Woche, doch er zahlte, da er dringend diese neue Brille benötigte.

Als Stella erfuhr, wofür er das schöne Geld ausgegeben hatte, machte sie ihm schwere Vorwürfe.

„Du bist ein kranker Mann, Jack Speers. Warum bist du nicht zu dem Arzt gegangen, den Dr. Lohan dir empfohlen hat?“

Aber Jack war bereits gefangen in einer Welt, in der ihn die Manie verfolgte, unzählige Brillen zu besitzen, um nie wieder suchen zu müssen.

Immer neue, hochwertigere Fassungen kaufte er in Mr. Andersons Geschäft. Doch je mehr er besaß, desto weniger schienen in seinem Haus zu existieren. Er nahm einen Kredit auf, musste den Laden schließen. Den ganzen Tag sah man ihn durch sein Haus hetzen. Auf der Suche nach einer Brille, die nicht an ihrem angestammten Platz lag.

Eines Tages, als er mit hochrotem Kopf in den Keller hastete, spürte er einen heftigen Stich in der Brust. Für einen kurzen Moment verschwamm der Treppenabgang vor seinen Augen. Jack verfehlte die nächste Stufe, stolperte und fiel kopfüber die Stiegen hinunter.

Am Abend, nach einem Besuch bei Mrs. Graham, fand Stella den leblosen Körper ihres Mannes. Drei Tage später wurde er auf dem Friedhof von Clayton begraben. Nur Stella, Edna und der Pastor standen vor seinem Grab, in den der Sarg aus Eichenholz an Stricken herabgelassen wurde.

Vier Monate nach Jacks Tod ging Stella auf den Dachboden des kleinen Hauses. Mit wenigen Handgriffen entfernte sie zwei Dielenbretter und zog einen Kartoffelsack unter dem Boden hervor, den sie aus dem Haus trug und in den Kofferraum des klapprigen Rover warf.

Sie machte sich auf den Weg zu Mister Andersons Optikerladen und breitete den Inhalt des Sacks auf dem Tisch seines Büros aus.

„Nun, John“, rief Stella fröhlich. „Es hat seine Zeit gedauert, aber nun haben wir es geschafft.“

Der brummelige Gesichtsausdruck John Andersons verzog sich zu einem breiten Grinsen. Er nahm eine der Brillen vom Tisch und hielt sie gegen das Licht, das trübe und grau durch das Fenster fiel.

„Wahrlich. Eine handwerklich schlechte Arbeit.“ John schmunzelte. „Muss schon sagen! Ist sein Geld nicht wert.“

Stella lachte fröhlich und drückte ihm einen feuchten Kuss auf die Lippen.

„Von dem Geld, das du ihm abgeknöpft hast, werden wir uns ein herrliches Leben machen.“

Sie ging zur Tür, drehte das an einem Bindfaden hängende Schild um, sodass die Aufschrift ‚Closed‘ von außen zu sehen war, und nahm John Anderson bei der Hand.

„Komm“, sagte sie mit einem berechnenden Blick, der ihn für einen Moment irritierte. „Wir haben etwas zu feiern.“

John nickte, löschte das Licht in seinem Laden und griff nach dem Gehstock, den er stets am gleichen Platz neben der Vitrine aus Glas aufbewahrte.

Der Stille Atem

Von fern hörst du der Stille Atem,
auf sanften Sohlen gleitet sie heran,
mit warmem Blick schließt du sie in die Arme,
als zögest du sie magisch an.

Kein Schrei, kein unbedachter Laut
soll sie zerreißen, du öffnest deine Tür für sie,
lässt sie als Gast in deine Seele treten
und findest dran Gefallen wie noch nie.

Wie trunken lässt du dich benebeln
und Schleier fallen schwer aus deinem Kopf.
Dein Körper öffnet sich im freien Fall,
gelöst von Trauer und von Freude.

Noch schlägt der Stille Herz ganz ruhig im Takt,
doch plötzlich bäumt sich deine Seele auf,
ein Sturm aus Angst und Qual fegt über dich hinweg,
dein Wesen schreit nach Lärm und Licht.

Die Stille macht sich schnell davon,
die neue Zeit, sie liegt ihr nicht.

Etwas Leben

Eine Ruhe, die ich schwelgerisch genieße. Eine seltene Gelegenheit, die ich nutze, ein gutes Buch zu lesen.

„Eigentlich ist es ein bisschen zu still in unserem Haus, findest du nicht?“

Lächelnd wetteifert Elke, die sich seit einem denkwürdigen Tag meine Frau nennt, mit der strahlenden Sonne eines wunderbaren Oktobertages. Ihre blau-grauen Augen funkeln unternehmungslustig.

Mit der schläfrigen Zufriedenheit von drei extrem geräumigen Stücken eines äußerst gelungen Pflaumenkuchens, der die Ehre hatte, in einer schaumigen Wanne aus Sprühsahne serviert zu werden, sowie einer gehobenen Tasse Milchkaffee lächle ich zurück. Im Nachgang der delikaten Süßspeise ist meine Gehirntätigkeit von gelassener Behäbigkeit geprägt.

Ich lege das Buch zur Seite und lausche gespannt in die Stille hinein, die Elke mir auf dem Silbertablett serviert hat. Durch das offene Fenster dringt das gedämpfte Dröhnen des nachbarlichen Rasenmähers, der Turbo gestärkt die 83 Quadratmeter Wiese mäht, die in jungfräulicher, frisch-grün sprießender Unbekümmertheit als Rasen ihr zartes Leben begann und nun unter der Wucht von Giersch und Ackerschachtelhalm zur Kaninchen-Futterweide mutiert ist.

Aus dem Hintergrund trägt der Wind das helle Sirren einer Kreissäge herbei, die ein holzwütiger Nachbar mit geübter Hand durch tropisches Hartholz fräst. So wie er es im vergangenen Sommer bereits mit der als Gästehaus verkleideten Voliere und im Sommer davor mit der im Fachwerkstil errichteten Pergola getan hatte, die er, den Hang zur Perfektion nicht verleugnend, mit einem vollverzinkten Dach ausstattete. Unter diesen dominanten Tönen der handwerkenden Nachbarschaft geht das dunkle, gleichmäßige Röhren eines Häckslers beinahe unter.

„Nein“, sage ich schließlich, während Elke mit dem Finger den letzten Milchschaum aus der Tasse kratzt. „Es ist gut so, wie es ist.“

Die Antwort befriedigt sie keineswegs. Aber es ist nicht ihre Art, sich mit einer Erwiderung zufrieden zu geben, die in keinsten Weise mit der Textpassage deckungsgleich ist, die ihr nach einer neunzigminütigen Küchenorgie und einem so herrlich duftenden wie mundenden Pflaumenkuchen zusteht.

„Aber ich würde so gerne wieder etwas Leben im Haus haben.“ Genüsslich lehnt sie sich zurück, holt ihr sonnengebräuntes Lächeln hervor und beginnt, mich unter ihren Blicken zu erweichen.

„Etwas Leben?“ frage ich in gespielter Ahnungslosigkeit und schiebe ihr meine Tasse hin, die sie dankbar ergreift, um ihren milchumspülten Finger in das schaumige Bad einzutauchen. „Hatten wir uns nicht darauf gefreut, die Zweisamkeit zu genießen, bevor die Demenz uns unserer Bekanntschaft beraubt.“

In einem hinlänglich bekannten und in dieser Art bereits mehrmals überarbeiteten, aufgrund der Vielzahl marginaler Korrekturen daher rhetorisch durchaus ansprechenden Monolog weise ich darauf hin, dass wir in mühevoller, wenn auch rückblickend faszinierenden Kleinarbeit drei Kinder zu dem erzogen haben, was sie heute sind, dass der bescheidene berufliche Werdegang, der uns Haus und Garten beschert, an meinen und ihren Nerven und was weiß ich woran noch gezehrt hat, um letztlich mit der platten, aber wirksamen Floskel abzuschließen, wir würden schließlich alle nicht jünger, und im zarten Alter von neunundvierzig Jahren sollte man, gewissermaßen wir, das Leben an langen Sandstränden und in Wellness-Palästen genießen, die in der Nebensaison horrenden Rabatte gewähren.

Der Monolog hinterlässt, wie der aus Traurigkeit und Mitleid zusammengesetzt Blick verrät, wiederum nicht die gewünschte Wirkung, da er – wie bereits bei dem ersten untauglichen Versuch - auch dieses Mal eine Trefferquote aufweist, der im einstelligen Zahlenbereich anzusiedeln ist. Im tiefen, unteren einstelligen Zahlenbereich.

„Was stellst du dir denn so unter Leben vor?“ frage ich unverfänglich, um sogleich die letzten Reste des Pflaumenkuchens mit der Zunge vom Teller zu lecken, um dem Angriff einer Stubenfliege zuvorzukommen.

„Ich dachte an ein paar Vögel“, flötet sie rundheraus.

„Also zwei“, interpretiere ich in einem ebenso hoffnungslosen wie erbärmlichen Versuch, den Begriff ‚ein paar‘ zu definieren.

„Für den Anfang“, sagt sie so trocken wie der gesamte Verlauf dieses herrlichen Oktobertages war.

Die Alarmglocken schellen so schrill, dass mein Herz für einen Augenblick einen Aussetzer macht. Für den Anfang? Für den Anfang haben wir ein unter dem Oberbegriff Küchenmaschine firmiertes Gerät gekauft, dem ein Maschinenpark ohnegleichen in der nicht eben riesigen Koch- und Backstube unseres Hauses folgen sollte.

Für den Anfang haben wir die Renovierung unseres Schlafzimmers ins Auge gefasst, was aufgrund eines nicht absehbaren Wasserschadens in einer viermonatigen Handwerker-Orgie ausartete, die in der Entkernung unseres gesamten Hauses und der Renovierung des Erd-, Ober- und Dachgeschosses mündete. Sage mir bitte Keiner, ‚für den Anfang‘ befinde sich in einem ausbalancierten Zustand, wenn meine Frau diese Wort ausspricht.

Ich zwingen mich, den Kopf zu heben und sie anzusehen. Im Moment, als ich ihren Blick erwidere, ohne ich, dass ich einen Fehler gemacht habe.

Wollen Sie einen Rat von mir annehmen? Dann sei er hiermit ohne Zaudern gewährt: Tritt ihre herzerliebteste Dame mit einem Wunsch, unter Umständen mit einem Herzenswunsch an sie heran, was die Sache in besonderem Maße gefährlich macht, so betrachten sie mit äußerstem Interesse das Gemälde, das sie zwar gekauft, aber niemals eines Blickes gewürdigt haben, prüfen sie die Staubfäden, die sich unter dem Stuhl befinden, auf dem sie sich gerade mühsam im Gleichgewicht halten oder befreien sie auch den Teller ihrer Angebetenen vom Pflaumenkuchen oder von anderen Köstlichkeiten, die ihnen serviert wurden.

Aber tun sie eines nicht und scheuen es wie der Ungläubige das Weihwasser: schauen sie nicht in die wundervollen, von Wärme und Zuneigung benetzten Augen ihrer Partnerin, erblicken sie nicht das strahlende Gesicht jener Frau, die sie aus dem einen schier unglaublichen, kaum vorstellbaren Grund vergöttert, den Jedermann in schlaflosen Nächten sehnlichst herbeiwünscht. Aus Liebe!

Tun sie dies doch, und sie werden es tun, weil Niemand sich diesem Blick entziehen kann (und will, denn so ist das eitle Männervolk nun einmal), so werden sie ein unendliches Hochgefühl wahrer und reiner Freundschaft erleben, das just bis zu dem Augenblick andauert, in dem ihre Liebste sich erhebt, zur Tür hinaus schreitet, entgegen ihrer sonstigen Angewohnheit in wenigen Sekunden gespornt und gestiefelt zum Aufbruch bereit steht und mit freundlichem, aber durchaus mahnendem Blick die gleiche Entschlossenheit und Flexibilität von ihnen erwartet. Aber dalli, mon cher!

In meinem speziellen Fall geschieht dies an einem Freitag. Während ich unvorbereitet, ausgestattet mit dem nötigen Nichtwissen, die Sache in Angriff nehme, erklärt mir meine Angetraute auf dem nicht allzu langen Weg – sie fährt, damit in letzter Sekunde nicht noch eine unbedachte Handlung des Gatten die

Mühen zunichte mache - alle Vorteile, die aus einem möglichen Kauf – wir gehen nur mal gucken – einer ungewissen Anzahl von Vögeln erwachsen würde, alle Vorsichtsmaßnahmen, die zur Pflege dieser mindestens zwei gefiederten Freunde – wenn wir überhaupt etwas finden - notwendig wären, alle Umbaumaßnahmen, die mit der ebenfalls erforderlichen Anschaffung – das ist doch für dich eine Kleinigkeit - eines Vogelkäfigs entstünden, und alle Arten von Zubehör, die dem Glück des Federviehs – es soll sich ja auch wohlfühlen bei uns – dienen.

Als wir den Parkplatz des in kaltem Blau gestrichenen Zoogeschäfts erreichen, war ich von dem Gefühl durchdrungen, dass meine Frau seit einem gefühlten halben Jahrhundert das Internet nach Zucht, Haltung, Pflege und Dressur von Käfigvögeln durchsucht haben musste.

Zur Erinnerung, es ist Freitag, und wir kaufen, obwohl wir eigentlich nur mal gucken wollen, einen fahrbaren Käfig in steingrau, zwei Kanarienvögel, die nicht steingrau waren, ein Badehäuschen, eine Packung Vogelsand, eine Packung Futterstangen, einen Beutel Spezialfutter, eine Miniaturleiter aus Naturholz und einen Miniaturkorb aus geflochtenem Bast, falls das erstandene Pärchen im Frühjahr aus reiner Boshaftigkeit zu brüten gedenkt.

Bis zum Sonntag sehen wir dem Treiben zu, fächeln uns Mitleid zu, stellen fest, dass der Käfig zu klein geraten ist, tauschen am Montag den Käfig gegen eine Voliere mit den Maßen einhundertfünfzig Zentimeter in der Höhe und achtzig Zentimeter in der Tiefe, ebensolches in der Breite, aus, kaufen, da die Zeit ‚für den Anfang‘ vorüber ist, noch zwei Kanarienvögel, eine Astgabel aus Naturholz und ein Klettergerüst aus Naturholz.

Wir setzen die vier gefiederten Freunde in ihr neues, geräumiges Zuhause, befinden aber am Dienstag gemeinsam und einstimmig – meinst du nicht, wir sollten noch ein Pärchen kaufen –, ein Kanarienvogelweibchen zu erwerben und setzen diesen Vorsatz spontan in die Tat um.

Durch unser Wohnzimmer dringt nun das freundliche Zwitschern, Gurren, Schnarren und Hupen unserer Vögel. Und ich sehe meine Frau zufrieden und glücklich in ihrem Sessel sitzen, den Blick mit unnachahmlich glücklichem Lächeln auf das Federvieh gerichtet, das gerade dabei ist, sich die Augen auszuhacken, und die Aussicht auf etwas Leben in unserem Haus genießen.

Einen Meter weiter, den zweiten Sessel in Beschlag, bringe ich die Lehne des zweiten Sessels in eine Position, die mir sowohl das Lesen eines Buches als auch das unvermittelte Erlebnis eines Interimschlafes ermöglicht, schaue erst auf meine geliebte Elke, dann dem bunten Treiben in der Voliere zu, und fasse mir an den lückenhaft behaarten Kopf, weil ich nicht glauben kann, was ich gerade denke, was ich immer denke, wenn meine Angebetete einen Vorsatz in die Tat umsetzt hat: warum nur bist du Hornochse nicht selber auf diese wunderbare Idee gekommen, etwas Leben in unser Haus zu holen?

Ich weiß es nicht, belasse es bei der Frage, da eine Antwort meine angenehm laszive Stimmung zu sehr beeinträchtigen würde, und gebe mich meinem Nichtdenken hin. Denn Eines ist nicht zu leugnen: mir gefällt es!

Zwiesgespräche

Letztens, ich muss das wirklich mal erwähnen,
da warn wir beide echt gut drauf.
Ich träumte grad vom Zauber menschlicher Hyänen,
er sagte: „Komm, heut machen wir so richtig einen drauf.“

Gesagt, getan, wir zogen dahin, wo sich Mann und Frau gern trifft,
wo Dämmerlicht die Falten optisch aufpoliert,
wo mancher sich auch gern mal einen kiff.
Kurz gesagt: wo Niemand sich für das, was er grad tut, geniert.

Und an der Theke saß ein tolles Weib,
so eins, an dem man sich nicht satt sehn kann.
Ich sag zu ihm: „Wär das der richtge Zeitvertreib?“
Er: „Halt bloß jetzt keine langen Reden, Mann!“

Mein Ding ist manchmal sehr direkt
weiß halt, was Frauen wirklich wollen,
zuweilen aber fehlt ihm der Respekt,
na ja, woher hätt er's auch lernen sollen?

Ich komm mit dieser Dame ins Gespräch,
er zappelt unruhig hin und her,
doch wenn ich mich jetzt zu weit ausm Fenster lech,
dann geht am Ende gar nichts mehr.

Sie hatt ein Zimmer, oh wie nett,
gleich um die Ecke, nein wie praktisch,
nicht allzu groß, darin ein Bett,
daneben noch ein kleiner Nachttisch.

Sie zieht sich aus, mir fährt in alle Glieder nun der Schreck,
mein Ding ruft: „Hallo, Kumpel, alles klar!“
Ich seh nicht hin, schau ganz schnell weg,
er jubelt: „Dass ich dich hier, heute treff! Ganz wunderbar.“

Die beiden Dinger unterhalten sich sehr angeregt,
genießen endlich einmal frische Luft,
das Einzige, was mich bewegt,
ist, wie ich jetzt am schnellsten hier verduft.

Ich sage schüchtern: „Das hier ist nicht so ganz mein Ding!“
Er protestiert: „Oh, doch!
Schon immer ich an diesem Trottel hing.
Wir sahen schon so manches....Tal.“

„Hey, Alter, halt die Ohren steif“
ruft er dem Mannweib freundlich zu.
Und ehe ich's so recht begreif,
schlägt er, nein sie, die Türe zu.

Er brummelt: „Treff ich schon mal 'n Artgenossen!
Für jeden Blödsinn hast du Zeit!“
Ich sehr erzürnt: „Bin wirklich aufgeschlossen,
aber das, das geht zu weit.“

Mir war die Lust reinweg vergangen,
total frustriert ich dann nach Hause ging.
Er allerdings wär gern zurückgegangen
und hätte sich mal richtig ausgesprochen, so von Ding zu Ding.

Und die Moral von der Geschichte:
Toleranz hat seine Grenze,
auch für Schwänze.

Das Gesamtwerk ist erschienen im:

Verlag Book on Demands (BoD)
In de Tarpen 42
D-22848 Norderstedt
www.bod.de

Buchtitel

Wenn du mich gefunden hast, füg mich ein

Untertitel

Geschichten, Szenen und Gedichte aus Überall

Details

Paperback, 196 Seiten
ISBN 978-3-8391-5091-7

Autor

Roland Spieß (49 Jahre, Schriftsteller im Nebenberuf)